

VON CORNELIA GROBNER

Masturbation und Lesesucht standen im 18. und 19. Jahrhundert sinnbildlich für moralischen Verfall und gesellschaftliches Chaos. Während das eine für Argumente gegen den Turnunterricht herhalten musste, mündete das andere in einem Zensuredikt, das die Lektüre von Romanen unterbinden sollte. Mehr noch: „Das Lesen wurde bei Mädchen als Krankheit oder Störung angesehen“, erklärt die Historikerin Waltraud Schütz von der Akademie der Wissenschaften (ÖAW).

Sie verweist auf die Pädagogin Antonie Wutke (1763-1824), die im frühen 19. Jahrhundert ein Lehrbuch für Mädchen aus wohlhabenden Verhältnissen verfasst hat, und darin den Spagat zwischen widersprüchlichen Idealen versucht. Wutke hebt etwa die Bedeutung des Lesens für Mädchen hervor, relativiert jedoch mit den Worten der fiktiven Lehrerin Auguste, dass es viele Bücher gebe, „die theils für uns Frauenzimmer gar nicht geschrieben, und also auch nicht verständlich sind, theils viele andere, deren Inhalte Ihr Herz verderben“. Schütz hat kürzlich ihre Forschungen zu privaten Mädchenschulen in Wien zwischen 1774, dem Jahr der Einführung der sechsjährigen Unterrichtspflicht, und 1869, als die Primarstufe reformiert wurde, als Buch veröffentlicht („Frauen als Bildungsunternehmerinnen“).

Ausbildung zu guten Müttern ...

Ganz oben am Lehrplan stand damals Handarbeiten – fundierte Kenntnisse waren für SchülerInnen aus prekären Verhältnissen für die Erwerbstätigkeit wichtig, für wohlhabende Mädchen, um Werkstücke für repräsentative und wohlthätige Zwecke herstellen zu können. Je nach sozialer Herkunft wurden aber auch Bildungsinhalte vermittelt, um die SchülerInnen auf ihre zukünftige „Bestimmung“ als Mutter und Ehefrau vorzubereiten. „Männern waren Bildungswege offen, von denen Frauen nur träumen konnten“, betont Schütz. Trotz aller Einschränkungen bekamen gut situierte Mädchen dennoch wesentlich umfangreicheres Wissen vermittelt als die Mehrheit der Bevölkerung. „Wie andere Diskriminierungsmerkmale, etwa die Religion, spielte auch die soziale Herkunft im 19. Jahrhundert eine entscheidende Rolle für die Möglichkeiten und persönlichen Erfahrungen eines Menschen.“

Privatschulinhaberinnen entsprachen aufgrund ihrer Berufstätigkeit den damaligen Idealvorstel-

Geschichte. Frauen führten im Habsburger Reich eine Vielfalt an privaten Mädchenschulen. Sie waren so manchem ein Dorn im Auge.

„Bücher, deren Inhalte Ihr Herz verderben“



Schulgruppe eines Wiener Mädchenpensionats der Biedermeierzeit beim Spaziergang (Gemälde von Olga Wisinger-Florian).

APA-Images / akg-images

lungen nur bedingt. Sie mussten „einen großen Aufwand betreiben, um den finanziellen Nutzen ihrer Schulen zu verschleiern und dem Vorwurf des Eigennutzes aus dem Weg zu gehen“, so Schütz, die Biografien von einzelnen Bildungsunternehmerinnen nachzeichnet. Eine,

die den Schritt in die Selbstständigkeit wagte, war Barbara Netuschil (1782-1858). Die Tochter eines Strumpffabrikanten leitete drei Jahrzehnte lang eine Mädchenschule in Wien. Die Genehmigung hatte sie mit ihrem Ehemann beantragt, nach dessen Tod leitete sie die Schule mit

ihrem zweiten Partner. Erst später wurde sie als Urheberin von Unterrichtsmaterialien und pädagogischen Schriften, die vorwiegend unter dessen Namen publiziert wurden, enthüllt. Nicht nur mit geschlechtsspezifischen, sondern auch mit antisemitischen Vorurteilen

musste Flora Unger (1807-1882) kämpfen. In die Entscheidung zu ihrem Antrag eines Erziehungsinstituts für jüdische Mädchen waren u. a. die Polizeihofstelle und die k.k. Vereinigte Hofkanzlei eingebunden. Es sollte vier Jahre dauern, bis sie die Genehmigung erteilt bekam.

... und angepassten Untertanen

Dann kam das Jahr 1848. Neben Mitbestimmung, Gleichstellung und Pressefreiheit stand auch eine Neukonzeption des Bildungsangebots auf der Agenda. Allein: „Im Revolutionsfrühling spielte die Bildung von

“

Männern waren Bildungswege offen, von denen Frauen nur träumen konnten.

Waltraud Schütz, Historikerin, ÖAW



Mädchen kaum eine Rolle, und Lehrerinnen und Institutsinhaberinnen wurden nicht in die neu gegründeten Vereine einbezogen, die sich mit der Verbesserung der Arbeitsbedingungen und der Diskussion von Unterrichtsinhalten beschäftigen“, stellt die Historikerin fest.

Ab den 1850ern begannen Frauenvereine zunehmend im Bildungswesen mitzumischen. Ihre Mission: Mädchen aus „proletarischen“ Haushalten zu Arbeit, Fleiß und Sittlichkeit zu erziehen, sprich fügsames Dienstpersonal auszubilden. Schütz: „Damit wird die politische Agenda offen. Es sollten brave, angepasste und nicht revoltierende Untertanen erzogen werden.“ 1869 wurde schließlich das Reichsvolksschulgesetz und damit eine achtjährige Unterrichtspflicht beschlossen.

Außerdem erhielt der Lehrplan eine Erweiterung. Mädchen wie Bur-schen wurden nun gleichermaßen in Fächern wie Naturkunde, Geschichte und Geometrie unterrichtet. Diese waren bis dahin Kindern in Schulen für reichere Familien vorbehalten.



Waltraud Schütz
„Frauen als Bildungsunternehmerinnen“
Transcript; 294
Seiten; 31,50 Euro
(E-Book: Open Access)